7. November 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 253

In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(13. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Den Freibauern betrübte nur eins. Es war auf dem Freihofe noch immer keine Aussicht, daß der alte Stamm der Frymans ein neues Reis treiben wollte. Doch auch das kam. Als die Heuernte nahte, da offenbarte Hanna ihrem Manne, daß ein Neues werden wolle, und die Freude auf dem Freihofe war groß.

Der Herbst war ins Land gezogen, man hatte die Ernte hereingebracht, und das Erntefest stand vor der Tür. Am nächsten Sonntage sollte es gefeiert werden.

Es war am Mittwoch vor dem Erntefeste. Christian Schmidt verstaute Grummet in der Scheune, Martha und ihre Mutter waren auf der Wiese und breiteten Gras aus. Auf dem Kirchturm schlug es eben zehn. Da sahen sie aus der Mitte des Dorfes, dort, wo Nachbar Jahns Hof war, eine Rauchwolke aufsteigen. Bald darauf hörten sie lautes Geschrei vom Dorfe herüberschallen. Da schlug auch schon eine hohe Lohe empor. Martins Jahns Scheune brannte und fast im selben Augenblicke die daran gebaute des Bauern Wetzel. Die Frauen rannten in das Dorf.

Als sie anlangten, standen bereits die Vordergebäude der beiden Besitzungen in Flammen, und eine dritte Scheune fing eben an zu brennen. Der Wind erhob sich und fachte die Flammen zu furchtbarer Glut an. Nachbarn von der anderen Dorfseite rissen das Vieh aus den Ställen, allen voran der Freibauer und Christian Schmidt, der auch herzugeeilt war. Schon im zweiten Hause aber hatten sie die Schweine nicht alle retten können. Die schrien jämmerlich. Auch der angekettete Hofhund klagte laut. Da rannte Christian Schmidt wieder hinein in den Hof, faßte die Kette und zerrte den Hund samt der Hütte hinter sich her. So ward das Tier gerettet.

Mit grauenhafter Geschwindigkeit fraß das Feuer Haus um Haus. Innerhalb einer Stunde brannten acht Gebäude, Wohnhäuser, Ställe und Scheunen. Die Dorfseite hatte etwa vierzig Wohnhäuser, und in der Mitte war der Brand ausgebrochen. Das Feuer lief das Dorf hinauf. Ueberall räumten die Männer und Weiber aus. Die Großmütter besannen sich auf alte Sprüche und Zeichen gegen das Feuer, malten mit Kreide Kreuze an die Haustüren und schrieben Buchstaben an die Kreuz-Enden, aber das Feuer fraß weiter. Die Männer von der ungefährdeten Dorfseite her arbeiteten an der Feuerspritze, daheim standen die Weiber mit gefüllten Wassereimern in der Hand, das Flugfeuer zu ertöten, wenn es sich in das Gebälk setzen sollte.

Auch der alte Freibauer war nach Hause geeilt. Er mahnte Hanna, an ihren Zustand zu denken und sich nicht aufzuregen. Auf Haus und Hof befahl er ihr sorglich zu achten und alle aufzunehmen, die ihre gerettete Habe hierher flüchten würden. Hanna war standhaft und ruhig.

Karl Demut stand mit an der Feuerspritze. Er hatte wacker mit zugegriffen und gepumpt. Als Hermann Wagner das Strahlrohr nicht mehr zu halten vermochte, da sprang er hinzu und riß es ihm aus der Hand. Der Schweiß troff ihm über den Körper, und Gesicht und Hände sengten. Da ließ er sich kaltes Wasser über Hände und Arme gießen.

Aus Schönwalde, Ritzengrund, Wiesenbach und anderen Nachbardörfern waren die Spritzen herbeigeeilt. Sogar aus der Kreisstadt her hatte man angefragt, ob Hilfe nötig sei. Jetzt war auch von daher die Feuerwehr unterwegs.

Nun kamen auch die Mönchebacher. Hoch auf der Spritze saß Fritz Menzel. Martha Schmidt kam eben mit einem Arm voll Betten aus Karl Riedels Gehöft, als die Mönchebacher anlangten. So sah sie Fritz Menzel das erstemal wieder nach langer Zeit. Doch sie blickten sich kaum an. Die drängende Not war zu groß; denn schon wieder fing ein neues Haus an zu brennen. Da geschah etwas Herzbewegendes.

Aus dem Hofe Veit Teichmanns, der noch drei Häuser weiter oben lag, kroch auf allen Vieren die vierundachtzigjährige Mutter des Bauern, die seit Jahren den Lehnstuhl nicht verlassen hatte. Wie ein Tier kroch sie schreiend durch das Hoftor auf die Straße. Niemand sprang zu. Es war allen, als sei das der Gipfel aller Not. Da rannte Fritz Menzel herbei und mit ihm zugleich Martha Schmidt. Das starke Mädchen hob die Greisin, die sich in blöder Furcht wehrte, empor; Fritz Menzel half ihr, und ihre Hände berührten sich, aber die Augen wichen einander aus. Martha trug das Häuflein Unglück nach dem Freibauernhofe.

Da fuhren rasselnd zwei Spritzen aus der Kreisstadt in das Dorf. Der Schulze lief den wackeren Männern entgegen, um ihnen einen Platz anzuweisen.

Schreiend aber sprang ihm der Hügelbauer in den Weg. Sein Haus lag am unteren Ende der schrecklichen Feuerreihe.

Man glaubte, dort sei keine Gefahr. Da brach mit lautem Knall die Flamme durch das Schieferdach. Der Funke hatte in den Heustapeln geschlafen und brach nun als Lohe brüllend hervor. Jetzt raste das Feuer auch dem unteren Dorfende zu.

Die städtische Wehr eilte nach dem Hügelhofe. In den Dorfteichen lagen die Saugrohre, aber sie fingen

an, sich zu verstopfen; denn in den kleinen Teichen war dicker Schlamm aufgewühlt worden.

Rehbach besaß Marktgerechtigkeit, hatte seine Rechte aber seit Jahren nicht mehr ausgeübt, weil der Besuch der Märkte allzusehr nachgelassen hatte. Aus längst vergangenen Jahrhunderten aber war eine Reihe von alten Dokumenten mit großen Siegelkapseln vorhanden. Die wurden auf dem Boden der Gemeindeschenke, die die Rehbacher ihr Rathaus nannten, aufbewahrt. Sie waren früher manchmal heruntergeholt worden, weil die Handschrift so sonderbar war, und weil es interessant war zu sehen, wie Fürsten ihre Namen schrieben. An sie dachte jetzt der Lehrer. Während im Nachbarhause bereits die Flammen loderten, rannte er auf den Boden des Rathauses, riß die Tür des kleinen Holzverschlages auf, der als Archiv diente, und raffte an Dokumenten zusammen, was er erlangen konnte.

Ein zweites Mal konnte er den Gang nicht antreten; denn schon hüpften die Flammen auf dem Dachfirst dahin. Die Spritzen rückten immer weiter, die Feuerwehrleute legten die Saugrohre in die Hofbrunnen. Die aber waren rasch leer gepumpt, und immer weiter lief das Feuer. Das ganze Dorf schien dem Untergange geweiht zu sein. Immer fünf, sechs Häuser dem Feuer voraus hatten die Leute ausgeräumt.

Auf den Straßen und freien Plätzen sah es aus wie nach einer wüsten Plünderung. Die Bauernhäuser, die Schule, ja die Kirche mußten Hausrat aufnehmen, und ungezählte Stücke lagen auf den Wegen und wurden zertreten und zerfahren. Die Kinder schrien nach Müttern und Vätern und wurden von mitleidigen Weibern in die ungefährdeten Häuser geführt. In den Stuben aber saßen die Kinder um die Tische, beteten und weinten und stopften sich dazwischen den Mund voll Kuchen, der in Stücke zerschnitten umherlag.

Ungezählte Neugierige standen an den Brandstätten. Wie überall, so war auch in Rehbach Gesindel darunter, dem nicht einmal die größte Not heilig war. Die Spitzbuben hielten reiche Ernte. Eben kam Fryman wieder mit einer Kuh daher. Da sah er, wie ein Bursche von einem Haufen Hausrat Speck und Leinwand fortragen wollte. Da ließ der Bauer die Kuh los und gab ihr einen harten Schlag, daß sie davonrannte. Mit zwei langen Schritten war er bei dem Diebe und schlug ihn mit einem Knüppel so hart über den Rücken, daß der das gestohlene Gut fallen ließ und sich fluchend umwandte. Aber die Schläge prasselten hageldicht, wohin es ging. Da lief der Spitzbube heulend davon. Fryman aber ging wieder, zu helfen, wo es möglich war.

Der Brand wuchs immer mehr. Eine lange Häuserreihe lag bereits in glühenden Trümmern. Die Männer arbeiteten über ihre Kraft. Vor allen wacker war Karl Demut. Wenn das Feuer im Unterdorfe noch ein Haus niederlegte, dann kam sein Vaterhaus daran. Dort waren nun drei Spritzen tätig, und man hielt das Nachbarhaus der Demuts. Als die Gefahr da einigermaßen vorüber war, rannten die Männer wieder an andere Stätten. Die Kleider der Braven waren durchnäßt, Haare und Bärte versengt, die Gesichter rußig und die Hände der meisten mit Brandblasen bedeckt. Eines war wunderbar: noch war kein Mensch umgekommen.

Auch Anna Dorothea arbeitete wacker. Als sie eben wieder mit Stühlen und Kissen beladen aus Ernst Walters, des Teichbauern, Gehöft trat, kam die Frau des Ziegen-Frieder auf sie zugerannt.

„Um Gottes willen, Anna Dorothea, wir kommen alle um. Wir suchen dich schon lange. Du mußt helfen, du mußt das Feuer beschwören!"

Anna Dorothea stand erstarrt. An Brandbriefe, die das Feuer dämpfen könnten, hatte sie nicht gedacht.

„Laß mich meine Arbeit tun und schwätz nicht dummes Zeug," schrie sie der Frau zu, „ich kann nicht helfen."

Doch schon kamen andere Weiber gerannt. Sie flehten mit aufgehobenen Händen: „Hilf uns! Wirf einen Brandbrief in das Feuer!"

„Ich habe keinen," sagte das Weib.

„So reiß die Blätter aus deinem Buche, lies sie und wirf sie dann in das Feuer."

„Es hilft nichts."

Nun traten auch Männer herzu. Sie hörten, um was es sich handelte, und stimmten den Weibern bei. Es lief die alte Mär im Dorfe, daß im Jahre 1707, als der Ort schon einmal von einer ähnlichen Feuersbrunst heimgesucht worden war, ein graues Mütterlein die Flammen beschworen habe. Die seien ihr nachgelaufen. Das Weiblein aber sei in den Dorfteich geschritten, und hinter ihr sei die Flamme erloschen.

Anna Dorothea erbleichte. In ihrem Buche standen Brandbriefe, aber sie hatte das Buch seit langem nicht angerührt und es ihrem Herrgott gelobt, auch nie wieder zu tun, was früher ihr Alltagsgebrauch gewesen war. Jetzt brüllte die Not um sie her, und — es gab am Ende doch eine Möglichkeit, den gräßlichen Flammen zu gebieten?

Und wenn sie den Leuten ihren Willen nicht tat, dann — war sie schuldig, wenn das Feuer unersättlich weiterfraß?

„Leute, habt Erbarmen! In welche Versuchung führt ihr mich!" schrie sie laut auf. Doch die Weiber baten, flehten und weinten, rannten zwischendurch in ihre leeren, bedrohten Häuser, kamen zurück und umringten Anna Dorothea wieder.

Der greise Büttner-Bauer, der zwanzig Jahre die Kirchenkasse gehabt hatte und ein angesehener Mann war, sagte: „Anna Dorothea, tu es in Gottes Namen. Die Not ist so groß, daß wir jedes Mittel versuchen müssen, ihr zu widerstehen. Und kannst du das Dorf retten, so werden es dir Kinder und Kindeskinder noch danken. Sieh, dort brennt eben meine Scheune an."

Die Botin aber rang stieren Blickes die Hände und weinte. „Liebe Leute," sagte sie, „wenn ich es auch in Gottes Namen tun wollte, ich kann es nicht. Ich kann nicht lesen."

Da ließen die Weiber betrübt die Köpfe hängen und weinten lauter. Ziegen-Frieders Weib aber rief: „So muß es Christian tun, Christian kann lesen." Und schon rannten Männer fort und suchten den Boten.

„Warum soll es keiner von euren Männern tun?" wehrte sich Anna Dorothea mit schriller Stimme. „Er soll das Buch haben, er mag das Feuer beschwören."

Da lief den Frauen ein Schauder über den Rücken, und viele rannten davon. Als sie das Wort „beschwören" hörten, da fürchteten sie ein unheilig Ding und wollten nicht daran teilhaben. Die Botin sah den Enteilenden mit erloschenem Blicke nach. Sie stand auch jetzt wieder allein. Man suchte ihre Hilfe, aber selbst in der größten Not wollte niemand ihre Werke tun.

Da brachten die Männer Christian herbei. Sie sprachen lebhaft auf ihn ein und hatten ihm bereits gesagt, um was es sich handelte. Aber in seinem Kopfe war die Sache noch nicht verarbeitet, und er verstand nicht, wie er dem Feuer gebieten sollte.

Mit lautem Krach stürzte wieder ein Hausgiebel ein. Anna Dorothea überblickte die furchtbare Brandstätte. Es ging ein tiefer Schmerz durch ihre Seele, und es war ihr, als fühle sie grausam das Verhängnis neben sich stehen. Alle guten Sprüche, die sie von ihrer

Konfirmation her behalten hatte und die in ihren Tagen weit mehr dauerndes geistiges Eigentum des Volkes waren als heute, rief sie sich ins Gedächtnis zurück.

Als die Frau des Frieder in entsetzlicher Angst wiederum gelaufen kam, weil das Feuer ihrem Häuslein immer näher rückte, da hatte sich Anna Dorothea durchgerungen. Wortlos nahm sie Christian an der Hand und schritt mit ihm das Dorf hinab. Etliche Weiber fielen auf die Knie und dankten Gott dafür, daß die Botin ging, den rettenden Brandbrief zu holen.

Das Feuer war noch immer nicht zu bewältigen. Es blieb kein Mittel zu seiner Bekämpfung unversucht. Stehende, feste Hausmauern stieß man ein und warf sie dem Feuer entgegen, aber die Flammen schritten darüber hinweg und fraßen weiter.

Weinen und Beten, Arbeiten und Ringen, alles schien umsonst zu sein.

Der greise Pfarrer stand inmitten des Pfarrhofes, um ihn eine große Schar derer, die bereits abgebrannt waren, Männer, Weiber und Kinder. Sie griffen nicht mehr zu. Der Schmerz hatte sie gelähmt. Nun hörten sie, wie ihr Hirte sie tröstete, aber sie verstanden ihn nicht. Einer schluchzte: „Meine Blesse hat der Balken erschlagen, und sie ist verbrannt. Das arme, gute Tier!“

„Nichts von meinem Bettzeug habe ich herausgebracht,“ jammerte ein Weib. Ihr Knabe aber stand daneben und hielt eine kupferne Pfanne in der Hand, die er gerettet hatte und nun nicht losließ.

Martha Schmidt war der Pfarrerin zur Seite.

Niemand verstand besser mit den Hilflosen umzugehen als sie. Wie die Kinder ließen sie sich von ihr leiten. Sie tröstete, wußte Rat, riß die Leute auf aus lähmendem Schrecken, wies sie an die Arbeit, nahm ein Kind an der Hand, leitete es zu der Mutter, die dumpf vor sich hinbrütete, und sagte: „Da, sieh her. Das ist dir geblieben, und das ist das einzige, was unersetzlich gewesen wäre.“ Das Durcheinander war unentwirrbar. Eben eilte der Dorfschulze wieder herbei. Den Rainbauer nahm er bei der Hand. „Deine Kühe verlaufen sich. Treibe sie in meine Scheune. Draußen am Gänsewege sind sie.“ Da rannte der Bauer davon, um sein Vieh heimzutreiben nach dem Dorfe. Unterwegs begegneten ihm Viehhändler. Deren war schon eine ganze Schar im Dorfe. Sie glaubten, billiges Vieh einkaufen zu können, und wollten die Notlage der Bauern ausnutzen.

„He, Rainbauer,“ schrie einer, „dreißig Taler für deine Schecke.“ Das war nicht die Hälfte dessen, was das Tier wert war. Da packte den geschlagenen Bauern die Wut. Er hieb dem grinsenden Manne die Faust zwischen die Zähne und rannte davon.

Der alte Fryman war auf dem Freihofe ebenfalls mit einer Herde Vieh beschäftigt. Seine Vorräte stellte er zur Verfügung. Drei Familien hatte er bereits in seinem Hause untergebracht und ihnen zugesichert, daß sie hier wohnen dürften, bis sie selbst wieder ein Dach über dem Kopfe hätten. Er raste nicht wie die meisten hin und her, die oft ihre Wege zweimal machen mußten, weil sie vergessen hatten, was sie eigentlich wollten, sondern blieb auch in den Stunden des Schreckens gemessen und bedacht.

Christian Schmidt und sein Weib waren inzwischen in ihrem Hause angelangt. Da warf Anna Dorothea den Kopf auf den Tisch und weinte laut. Ihr Mann stand hilflos daneben.

„Christian, hilf mir!“ jammerte sie.

„Wie soll ich das machen? Was wollen sie denn von uns?“

„Einen Brandbrief sollen wir in das Feuer werfen, das Feuer beschwören sollen wir.“

Da ging ein Lichtstrahl über des Mannes Gesicht.

„Ja,“ sagte er, „das wird helfen.“

„Christian, wer sagt mir, ob es recht ist, wozu sie uns drängen, oder ob es Sünde ist,“ jammerte Anna Dorothea.

„Warum soll es Sünde sein? Und helfen wird es. Auch die Himmelsbriefe haben geholfen.“

(Fortsetzung folgt.)

Berta und der Reformapostel

Von Emil Strauß

Diesen humorvollen und doch der tieferen Bedeutung nicht ermangelnden Abschnitt entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages Albert Langen/Georg Müller, München, dem eben erscheinenden großen Roman von Emil Strauß: „Das Riesenspielzeug“.

Bruder Immanuel fühlte sich auf unsicherem Boden; er war mit Absicht gekommen, wenn irgend möglich hier zu bleiben, das geistige Haupt, der Heilige der Siedlung zu werden, von hier aus seinen ‚Bruder‘ in die Welt gehen zu lassen, ab und zu selbst zu Vorträgen auszureisen, in der Hauptsache aber sich hier im Kreise fleißiger Jünger zu behagen. Doch gleich der Empfang auf dem Kartoffelacker, zumal Jörgers Ironie hatte ihn etwas enttäuscht. Und so gläubig Hasenstab nachher unten am Rheine gefragt, gehört und mitgeschwärmt hatte, — bei Tisch war schon klar geworden, daß nur auf Hasenstab und Angebrannt zu zählen und daß Berta in seinem Banne sei; es hatte ihn schon manches Weib gläubig, bewundernd, ergeben angeblickt, noch nie eine so erschrocken, so hilflos, so übermannt wie dieses große, starke Mädchen. Das tat ihm wohl, erhob ihn und stärkte seine Hoffnung wieder, wenn er auch noch nicht erkennen konnte, ob sie nur dem schönen, ungewöhnlichen Manne in ihm verfallen sei oder dem Künder neuen Lebens; er fühlte in ihren Blicken manchmal etwas wie eine Frage, die nicht gerade an den schönen Mann ging. Nun — wenn Berta erst in seinen Armen läge, würde sie ja schon reden! Und er würde von ihr mehr und genauer über die hiesigen Verhältnisse und Beziehungen erfahren als von Hasenstab oder von Angebrannt, der immer nur schimpfte. Am besten wäre es ja mit der Frau gewesen! — wenn er die hätte! und dann durch sie den Mann beeinflußte! Aber die flog nicht auf ihn, die war ihm von vornherein abgünstig. Sie war auch eine so alltägliche Natur, ihr Spatzenhirn konnte nur begreifen, was da war, nicht aber, was werden wollte und sollte. Sie schien sich ja geradezu zu fühlen, wenn sie sagte: So sind wir nun einmal! und nicht zu ahnen, daß sie sich damit abtat! Nein — sie war ihm gar nicht zugänglich. Vielleicht — wahrscheinlich — hatte sie es überhaupt mit einem der drei jungen Herren und stellte sich darum von vornherein gegen ihn! Auch das würde er ja auch von Berta erfahren. So ein Mädchen — eine Nebenbuhlerin, riecht am ersten Lunte! Und das würde er schon gut brauchen können! Berta war ihm ja gewiß, er hatte nur die Hand auszustrecken und den Augenblick zu benutzen. — Mit Hasenstab dagegen mußte er — das war ihm bald aufgegangen — behutsam verfahren, er durfte Eigensinn und Eitelkeit nicht verletzen, also die hiesigen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht berühren, — er durfte einstweilen nur das reine Ideal einer Gemeinschaft und Wirtschaft ausmalen, Begeisterung und Schwärmerei erregen und steigern, bis jener von sich aus das Erwünschte selbst vorschlug. Daß Bruder Immanuel hierin Geduld anwenden mußte, machte ihn im ganzen nur um so ungeduldiger, als er von seiten der drei Freunde keinen Widerstand mehr zu spüren bekam, und nicht wußte, wie er das auslegen sollte. Wenn er träumerisch den Kopf wiegend, scheinbar versunken durch Garten, Park und Felder wandelte, dann spähte er sorgsam aus, ob er nicht das Mädchen an einem Orte träfe, wo er sich zu ihr ge-

fellen, unbelauscht zu ihr sprechen und sich mit ihr verständigen könnte.

Sie war wenig um den Weg oder nur mit anderen zusammen. Da sah er sie einmal auf der Veranda vor dem Eßzimmer im Schatten arbeitend sitzen, er ging vorbei, sah auf und, nach vorsichtigem Blick in die Fenster hinein, fragte er:

„Was machst du, Schwester Berta?" und stieg langsam die zwei Stufen zu ihr hinauf: „du schälst Birnen?"

„Zum Einmachen — Geißhirtle, da muß man hinterher sein! Die werden im Umsehen teig."

Er setzte sich auf einen Stuhl ihr gegenüber und sagte, ihre Arbeiten betrachtend:

„Es geht dir von der Hand — das Schälen!"

Sie schwieg.

Sie schälte, ohne aufzusehen, eine Birne nach der anderen, sorgsam bemüht, den Stiel nicht abzubrechen, und ließ eine nach der andern saftleuchtend, einem riesigen Tropfen Heidehonig gleich, aus den saftglänzenden Händen in die Schüssel gleiten. Er sah ihre Befangenheit an dem gesenkten Blick, an der gerunzelten Stirn, an der schneller atmenden Brust und er hob endlich wieder an:

„Du leidest, Berta, du grämst dich. Du sehnst dich und bist voll Heimweh, nicht nach dem Heim, das hinter dir liegt, sondern nach dem Heim, das du suchst; denn du bist eine suchende Seele, eine von den seltenen sehnenden Seelen, die, in dies gemeine Gewimmel verirrt und verwirrt, einander, — ihre reine Heimat ineinander suchen — finden und doch gefunden zu haben sich sträuben, — weil sie der Natur, der heiligen Natur entwöhnt sind."

Sie hatte ihre Arbeit unterbrochen, die linke Hand mit einer halbgeschälten Birne samt daranhängender Schale, die rechte mit dem Messer ruhten auf dem Rande der Schüssel in ihrem Schoß, sie blickte den Sprecher betroffen wartend an und atmete kurz.

„Und wie süß," fuhr er gedämpfter fort, „ist doch der Brand der heiligen Natur, der in uns brennt, der von dir zu mir, von mir zu dir hinüberschlägt —"

Sie senkte den Blick und arbeitete weiter.

„Den —" fuhr er fort, „den du nur in mir, ich nur in dir löschen kann! — Löschen? — zur Seligkeit entfachen! Du senkst den Kopf — du schämst dich? Uns ziemt es, stärker zu sein als unsere Scham, wir wollen uns dankbar zu der Wonne bekennen, die uns gegönnt ist! Erwarte mich heute nacht! — Berta —!" Er hatte seine Rechte auf ihr Knie gelegt und drückte mit Daumen und Zeigefinger tastend den Ansatz des Schenkels.

Sie richtete sich auf, erhob das Messer in der rechten Hand ein klein wenig und sprach:

„Finger weg! — oder ich hau!"

Vor dem kalten und scharfen Licht ihres Blickes zog er die Hand zurück; dachte aber schon: hätte ich sie hauen lassen, dann wäre sie mein! Sie arbeitete schon weiter und warf unbefangen geringschätzig hin:

„So ein Heiliger sind Sie —?!"

„Weib —!" rief er, den Stimmklang unterdrückend, „lästere nicht die Heiligkeit des Augenblickes, wo ein Mann — ein Mann wie ich, dich begehrt, dich — beehrt!"

„Die Ehr geb ich wohlfeil," versetzte sie. „Ein jeder Bursch im Dorf, wenn er aus dem Wirtshaus kommt, und's Maul mit ihm durchgeht, tut einem die Ehr an."

„Aus Rausch und Rohheit! Nicht aus der Süße des allumfassenden Triebes, aus dem Ueberschwang der Natur! — in dir aber steckt noch die Säure — der Holzessig des Katechismus" rief er höhnisch.

„Ei ja!" machte sie, immer fleißig schälend, „ich hab ihn noch gut im Kopf, den Katechismus! und hab ihn schon manchmal gut brauchen können. Der Trieb —? Mit so was müssen Sie uns Bauern nicht kommen! Daß Zucht nazu nötig ist, das sieht der Bauer allfort. Ein Hund ohne Zucht — taugt nicht zum Jagen, taugt nicht zum Hüten! Ein Roß ohne Zucht ist nicht zu reiten und nicht zu fahren! Und ein Mensch ohne Zucht ist noch minder als ein Tier."

„Du bist ja sehr weise."

Sie dachte: und doch langt es nicht! antwortete aber nichts.

Da er auf seine etwas hitzig herausgestoßenen Worte keine Erwiderung bekam, fuhr er mit nachsichtig überlegenem Tone fort:

„Du nennst Zucht, was nichts anderes ist als Blut- und Schwunglosigkeit, Kümmerlichkeit des Geizhalses, der anderen nichts gönnt und sich selbst nicht!" Er stand auf und setzte hoch auf sie niederblickend hinzu: „Zucht? Uns zwingt unsere Zucht, uns zu verschenken, uns zu verschwenden! — Knausere, verknöchertes Herz!"

Er drehte sich, schritt stolz die paar Verandastufen hinab und wiegenden Ganges davon.

Berta ließ einen Augenblick die Hände ruhen, betrachtete, wie er sich nach rechts und links wiegend scheinbar gemächlich entfernte, sie verzog das Gesicht, das Wasser trat ihr in die Augen, und es kam ihr bitter den Hals herauf.

Kann man auch so ein Esel sein wie ich! — dachte sie — kann man sich so versündigen und bei so einem Windhund — sie verschluckte: an den Heiland denken! Sie schüttelte heftig den Kopf, um den lästerlichen Gedanken zu verjagen. — Ich bin doch die allerdümmste — allererbärmlichste — allerninigste — oioi!

Sie war ganz zusammengesunken, fühlte das Wasser aus den Augen überfließen, wischte es rasch mit dem Handgelenk weg und richtete sich auf. Oioioi! seufzte sie mit zitterndem Laut und fing unverweilt wieder zu arbeiten an.

Zeitschriften

Westermanns Monatshefte beginnen die Novembernummer mit einem Beitrag, der weit über den Kreis der Bezieher hinaus Beachtung finden wird. Walther Linden benutzt den 175. Geburtstag Friedrich von Schillers zu einer, wie er es nennt, notwendigen Auseinandersetzung. Das neue Deutschland soll bekennen: Was kann die Schiller sein? Worin lehnst du ihn ab? Diese und weitere Fragen werden mit rücksichtsloser, respektvoller Offenheit erörtert. In dem bebilderten Reisebericht „Weltstadt am Urwald" schildert der Verfasser Arthur Rehbein den Eindruck, den das Wunder der innerhalb weniger Jahrzehnte zwischen Weltmeer und Urwald entstandenen Millionenstadt Rio de Janeiro auf ihn gemacht hat. Die Tatsache, daß wir vor einer Neuformung unserer Musikkultur stehen, bietet Dr. Fritz Stege Veranlassung zu einem Rückblick geschichtlicher Art „Kunstmusik und Volksmusik". Der unterhaltende Teil des Heftes erfährt wertvolle Bereicherung durch die Novellen von Georg Grabenhorst „Die Bergpredigt" und Heinrich Zillich „Die Reinerbachmühle". Ein ebenfalls hochinteressanter Aufsatz mit vollendeten Bildwiedergaben ist von Prof. Dr. Rudolf Schmidt über den „Neuen Kirchenbau" als Ausdruck religiösen Gestaltungswillens und des Ringens um neue architektonische Formen. Der Aufsatz von Dr. Karl Buchholz „Leibesübung und Leibeserziehung in der germanischen Frühzeit" behandelt die Pflege und Wertschätzung der Leibesübungen bei den Germanen. Beiträge zur Woche des deutschen Buches 1934 sind „Wege zum Buch" von Dr. Hellmuth Langenbucher und „Lesen Berufstätige Bücher und Zeitschriften" von Prof. Dr. Gerhard Menz. Langenbucher stellt die Notwendigkeit des neuen Volksbuches fest, das nicht Ablatsch des Lebens, sondern Führer und Helfer zur Ueberwindung des Alltags sein soll. Menz, Referent für Wirtschaftsfragen beim Börsenverein des Deutschen Buchhandels, Leipzig, zeigt an Hand von statistischen Erhebungen die in der Oeffentlichkeit viel zu gering eingeschätzte Rolle der Zeitschrift und des Buches für die Freizeitgestaltung des berufstätigen Deutschen. Auch dieses Heft enthält viele künstlerisch wertvolle Bildwiedergaben, Gedichte und andere kleine Beiträge, die den Reichtum der wertvollen Zeitschrift vervollständigen. Probenummer kostenlos vom Verlag in Braunschweig.

■ Fröhliche Ecke ■

In einem irischen Dorf befindet sich in der Nähe einer elektrischen Anlage folgender Anschlag: „Das Berühren der Drähte bedeutet sofortigen Tod. Zuwiderhandelnde werden bestraft."

*

„Gestern sagtest du zu meiner Mutter, daß du 28 Jahre alt bist. Und als ich dich vor drei Jahren kennenlernte, warst du doch, wie du mir damals sagtest, schon 28 Jahre. Wie ist das möglich?"

„Sehr einfach. Mir ist stets, als hätte ich dich erst gestern kennengelernt."

*

Lehrer: „Was versteht man unter Morgengrauen?"
Schüler: „Wenn die Mutter ‚Aufstehen!' ruft."

*

„Jeden Morgen sind Sie mein erster Gedanke, Fräulein Lore!"

„So? Dasselbe hat mir vorhin Ihr Bruder erzählt."

„Kann schon sein. Aber ich stehe immer eine halbe Stunde vor ihm auf!"

*

„Die Speisekarte, bitte!"

„Bitte sehr, aber ich weiß schon, Sie essen Pichelsteiner Fleisch!"

„Ja, woher wissen Sie denn das? Kennen Sie mich denn?"

„Nee, aber es ist nichts anderes mehr da!"

*

„Wollen Sie die Wurst zu 60 oder 75 Pfennig?"
„Was ist der Unterschied?"
„Fünfzehn Pfennig!"